

*Haus am Maiberg und KMF-Reisen*

*Konzeption und Durchführung Ökumenischer Reisedienst (ÖRD)*

*Drei Länder, ein  
Fluss und ein  
(schwarzes) Meer*

*Rumänien*

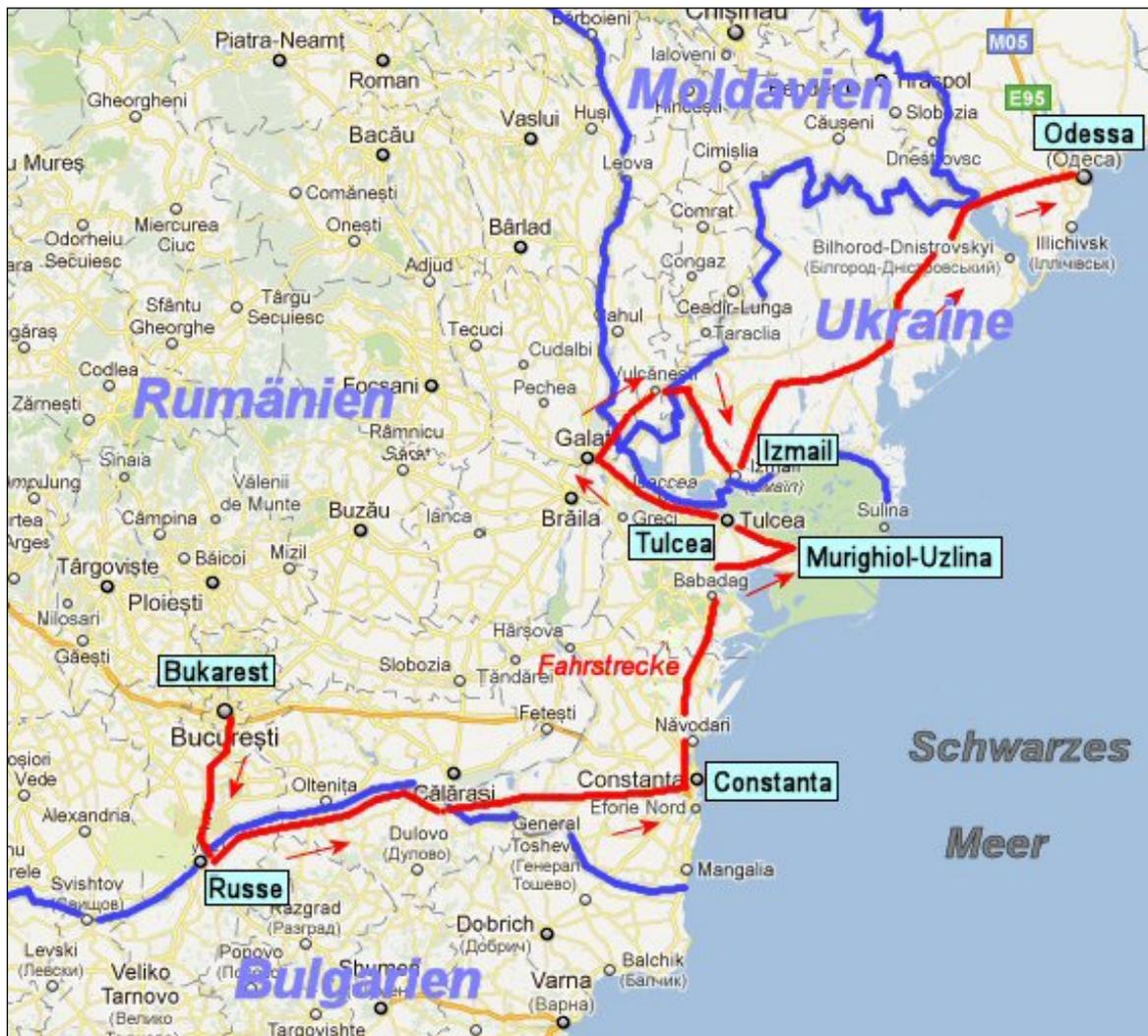
*Bulgarien*

*Ukraine*

*31. August – 9. September 2011*

*Reiseerzählung von Dieter Schwabe*

### Route Schwarzmeerreise (blau Grenzen, rot Fahrstrecke)



### **In letzter Minute auf den Weg nach Bukarest**

Das erste Ziel dieser am 31. August 2011 beginnenden zehntägigen Reise sollte Bukarest, die rumänische Hauptstadt, sein. Es war ein Flug mit Germanwings von Stuttgart aus gebucht, wohin die Bensheimer Teilnehmer mit dem ICE fahren sollten. Die Tickets wollte Titus vom Haus am Maiberg mitbringen. Alle Bensheimer, nämlich Sigrid, Irma, Elke, Ecaterina und Alfred sowie Christa und ich (Dieter) waren pünktlich zur Abfahrt um 08:50 auf dem Bahnsteig versammelt, nur Titus fehlte. Als die Einfahrt des Zuges angekündigt wurde, war Titus immer noch nicht da. Wir wussten nicht, was wir machen sollten, wenn er nicht rechtzeitig käme, denn wir hatten ja keine Tickets. Es war mir klar, wenn wir diesen Zug nicht nahmen, würden wir den Flug nach Bukarest verpassen.

Wir wurden immer unruhiger und starteten wie gebannt auf den Fahrstuhl, die letzte Möglichkeit für Titus zu erscheinen. Da plötzlich öffnete sich dessen Tür, und wie ein Wunder trat Titus völlig abgekämpft mit zwei großen Koffern auf den Bahnsteig, gerade in dem Augenblick, als der Zug einfuhr. Wir hatten keine Zeit mehr, Wagen und Sitzplätze festzustellen, vor uns kam der Speisewagen zum Stehen. Wir sollten hier einsteigen, rief Titus geistesgegenwärtig mit seiner durchdringenden Stimme, er wolle uns auch einen Kaffee spendieren.

Das war noch einmal gutgegangen, dachte ich, und schnell beruhigten sich meine Nerven bei der angenehmen Fahrt. Leider ist Stuttgart-Flughafen kein ICE-Haltepunkt, so dass wir an dem durch Stuttgart 21 hinreichend bekannt gewordenen Hauptbahnhof in die S-Bahn umsteigen mussten, die uns schließlich zum Stuttgarter Flughafen brachte.

Veranstalter dieser Reise waren das Haus am Maiberg, vertreten durch Titus Möllenbeck in Zusammenarbeit mit KMF, der Gemeinschaft katholischer Männer und Frauen, vertreten durch Klaus Kobold. Beide hatten schon viel Erfahrung mit Reisen in osteuropäische Länder, z.B. war Titus Reiseleiter verschiedener Bulgarien- und Rumänienreisen.

Am Flughafen trafen wir mit weiteren Teilnehmern der Reise zusammen, die auf andere Weise zum Stuttgarter Flughafen gekommen waren, nämlich Inge und Thomas aus Alzenau, Gabi und Alexius aus Remscheid, sowie Ingrid und Horst aus Oldenburg. Klaus und zwei weitere Reisetilnehmer hatten einen späteren Flug, und zwar vom Flughafen Dortmund aus nach Bukarest. Sie würden erst am Abend zu uns stoßen.

Wir hatten nun genügend Zeit für den Check-In und die Kontrollen, bis wir im Flugzeug saßen, das uns in einem ruhigen Flug nach Bukarest brachte. Es war für Christa und mich die erste Reise nach Rumänien. Wir waren sehr gespannt, wie es dort aussehen würde.

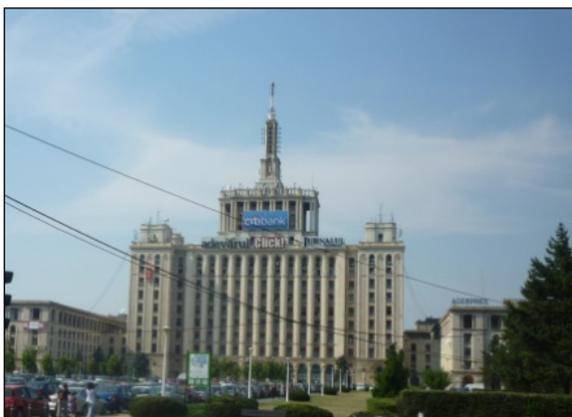
Der Flughafen von Bukarest ist zwar sehr viel kleiner als der in Stuttgart und auch nicht mehr ganz neu, doch verlief die Passkontrolle und Gepäckaussgabe erstaunlich schnell. In der Ankunftshalle erwartete uns schon unser Reisebegleiter Tilo Krauß vom Ökumenischen Reisedienst (OERD). Er führte uns aus dem Flughafengebäude heraus zum Parkplatz, wo ein recht kleiner Reisebus mit Anhänger uns erwartete. Jedenfalls passte nur ein Teil des Gepäcks in den Bus, der Rest musste auf dem Anhänger verstaут werden. Ich machte mir darüber zunächst keine Gedanken, aber dieser Bus und besonders der Anhänger sollten uns später noch Probleme bereiten.



Als wir dann losgefahren waren, fand Tilo endlich Zeit, sich noch einmal ausführlicher vorzustellen. Er ist sehr groß gewachsen, hat eine unverkennbar sächsische Aussprache und, wie sich bald herausstellen sollte, ein sonniges Gemüt. Er ist Historiker mit Spezialgebiet Balkanländer, spricht rumänisch, hat eine Wohnung in Sibiu (Hermannstadt) in Siebenbürgen und kennt

sich in Rumänien sehr gut aus. Tilo betreibt die kleine Agentur Ökumenischer Reisedienst vornehmlich für Fahrten in die Balkanländer

In Bukarest, der Hauptstadt Rumäniens mit etwa zwei Millionen Einwohnern, war auf dieser Reise nur eine kurze Stadtrundfahrt vorgesehen. Danach sollte es in die etwa 80 km südlich von Bukarest gelegene Stadt Russe in Bulgarien gehen, wo die erste Übernachtung geplant war. In den Außenbezirken von Bukarest sah es noch trübe aus, doch änderte sich das schnell, als wir in die Innenstadt kamen. Dort trafen wir auf imposante Gebäude an breiten Prachtstraßen, dazwischen ein großer Park.



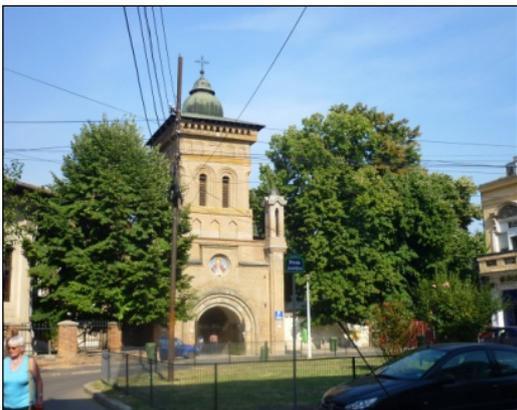
Dazu gab Tilo uns viele Informationen über die Stadt. Am Rande der Ausfallstraße, die in die Stadt führt, stehen reichgestaltete Privathäuser. In Richtung Innenstadt folgen mehr und mehr großartige Bauten, zum Teil im sozialistischen Klassizismus, auch als Zuckerbäckerstil bekannt, wie es in kommunistischen Staaten üblich war, z.B. das Telekommunikationsgebäude oder auch Gebäude im Stil der Gründer- und Jugendstilzeit wie das Odeon.

Dann erreichten wir das Zentrum und kamen nicht weit davon entfernt zu dem Parlamentspalast, den der rumänische Diktator Nicolae Ceauşescu, von einer jungen Architektin bauen ließ, früher als „Haus des Volkes“ bekannt, wozu er einen Teil der schönen Gebäude der Innenstadt abreißen ließ. Der ebenfalls im Zuckerbäcker-

stil gebaute Palast ist das flächenmäßig größte Gebäude Europas und eines der größten der Welt. Er befindet sich am westlichen Ende des fünf Kilometer langen Unirii-Boulevards und ist eine große Touristenattraktion.



Erst als unser Bus das gesamte Gelände, auf dem der Palast steht, umfuhr, bekamen wir die richtige Vorstellung von der schieren Größe dieses Gebäudes, welches ja auch noch acht Stockwerke in das Erdreich hinein reichen soll. Schließlich erreichten wir einen Parkplatz, an dem Tilo uns aussteigen ließ, damit wir Fotos von dem Palast machen konnten. Es blieb Zeit für einen kurzen Rundgang in diesem Teil der Stadt. Nach Überquerung der großen Prachtstraße führte uns Tilo zu einer der vielen Kirchen der Stadt. Dort befinden sich schöne Fresken im Torbogen des Eingangs.



Tilo zeigte uns noch weitere imposante Bauten, auf die ich hier nicht alle eingehen kann. Danach marschierten wir zurück zum Bus und setzten die Rundfahrt fort. Es war über 33 Grad heiß, wie wir an einer Anzeige gesehen hatten, deshalb hatten wir nach dem Ausflug entsprechend großen Durst.



Da der Busfahrer tanken musste, nahmen wir die Gelegenheit wahr, im Laden an der Tankstelle Wasser zu kaufen. Wir waren allerdings noch gar nicht dazu gekommen, Geld umzutauschen, denn Rumänien ist zwar in der EU, aber hat ja noch nicht den Euro. Tilo legte uns den Betrag vor, abgerechnet werden sollte später.

Tilo hatte sich bereit erklärt, die drei fehlenden Reisemitglieder mit seinem Privatauto am Flughafen abzuholen und später wieder zu uns zu stoßen. Deshalb stieg er noch in der Stadt aus dem Bus aus, um mit öffentlichen Verkehrsmitteln zurück zum Flughafen zu fahren, wo er sein Auto abgestellt hatte. Der Bus mit uns verließ indessen Bukarest.

## Eine Stadt namens Russe in Bulgarien

Wir fahren in südlicher Richtung auf einer einigermaßen guten Straße, denn eine Autobahn gibt es auf dieser Strecke nicht. Die Grenze zu Bulgarien wird von der Donau gebildet, die etwa 80 km südlich von Bukarest liegt. Dort befindet sich auch die einzige Donaubrücke zwischen Rumänien und Bulgarien. Dass es nur eine Brücke an der langen Donaugrenze zwischen diesen beiden Staaten gibt, befremdete uns doch ziemlich, denn das bedeutet eine große Beeinträchtigung des Verkehrs zwischen diesen Ländern durch zu fahrende Umwege oder Benutzung von langsamen Autofähren.

Die Landschaft in dieser Gegend unterscheidet sich nicht allzu sehr von der in Mitteleuropa. Allerdings fiel uns die dünne Besiedlung auf und dass sehr viel Sonnenblumen angebaut wurden, die zu dieser Jahreszeit schon verblüht waren und eine dunkelbraune bis schwarze Farbe hatten, aber noch nicht abgeerntet waren. Bald erreichten wir die rumänische Grenzstadt Giurgiu und kamen auf die Brücke, die zur bulgarischen Grenzstadt führt. Diese heißt Russe oder auch Ruse (bulgarisch Ръсе) und ist mit 166 Tausend Einwohnern die fünftgrößte Stadt Bulgariens.

Bei der Passkontrolle gab es keine Probleme. Eine Beamtin kam in den Bus, verglich unsere Gesichter mit den Fotos in den Pässen - und das war es schon, wir durften einreisen. Was wir zum Glück noch nicht wussten, andere Grenzübergänge sollten uns auf dieser Reise noch schwer zu schaffen machen. In den Außenbezirken von Russe sah es noch ziemlich trostlos aus und erinnerte mich an die Bilder der Städte in der DDR. Doch Richtung Stadtzentrum wurde es deutlich besser, dort war die Mehrzahl der Häuser schon saniert. Unser Busfahrer kannte sich in Russe offensichtlich nicht gut aus, denn er irrte zunächst in dem Stadtviertel, in dem unser Hotel Anna Palace liegen sollte, ziemlich herum. Als wir zum zweiten Mal auf die Donau-Uferstraße kamen, fragte er endlich einen Mann nach dem Hotel. Dieser war so freundlich, uns mit seinem Auto voraus zu fahren und den Weg zu zeigen. Der Busfahrer stoppte allerdings unerklärlicher Weise, als ein großes Hotel vor uns lag. Wir stiegen aus, nur um festzustellen, dass es nicht das Anna Palace war. Da es aber nicht mehr weit entfernt liegen konnte, gingen wir zu Fuß auf der allerdings sehr holprigen Straße weiter. Dennoch war ich aufgekratzt und in erwartungsvoller Stimmung, die sich noch besserte, als wir dann endlich das Anna Palace erreichten.



Mit diesem Drei-Sterne-Hotel war eine gute Wahl getroffen worden. Es liegt an einer ruhigen Straße nahe der Donau, aber auch nur zehn Minuten zu Fuß von der Innenstadt entfernt. Die Zimmer sind farblich sehr ansprechend abgestimmt.

Zum Abendessen waren wir allerdings in die größte Herberge der Stadt, das Hotel Riga, eingeladen. Das lag genau dort, wo der Bus vorhin irrtümlich gehalten hatte. Im Top-Restaurant im 14. Stockwerk war schon eine lange Tafel für uns gedeckt. Es erwarteten uns die Vorsitzende Frau Professorin Penka Angelova und der Bildungsreferent Martin Ivano von der Internationalen Elias Canetti-Gesellschaft. Die Professorin schätzte richtig ein, dass die meisten Teilnehmer dieser Reiser wohl vorher noch wenig oder nichts über Canetti gehört hatten. Sie gab uns die grundlegenden Informationen, wie sie auch in Wikipedia zu finden sind:

„ **Elias Canetti** (\* 25. Juli 1905 in Russe, Bulgarien; † 14. August 1994 in Zürich) war ein Schriftsteller und Aphoristiker deutscher Sprache und Literatur-Nobelpreisträger 1981. Die Internationale Elias Canetti Gesellschaft wurde 1992 in Ruse, der Geburtsstadt Elias Canettis, gegründet. Zu den zentralen Zielen der Gesellschaft gehören die Erforschung des Werkes von Canetti, die Förderung der europäischen Integrationsprozesse, sowie die Mitwirkung am Aufbau zivilgesellschaftlicher Strukturen im postkommunistischen Bulgarien. Die Tätig-

keitsfelder der Gesellschaft umfassen mit ihren unterschiedlichen Ausrichtungen im Wesentlichen vier Bereiche: Kulturvermittlung, kulturellen Dialog, politische Bildung und Wissenschaft. Ein besonderer Schwerpunkt bei der Realisierung von Kultur-, Bildungs- und Wissenschaftsprojekten liegt in der Zusammenarbeit mit den Ländern des Donaukulturraumes“.

Wenig später stieß noch der zweite Bürgermeister von Russe zu uns. Er machte darauf aufmerksam, wie großartig die Aussicht vom Restaurant doch ist und empfahl uns, sie auf dem Balkon zu genießen, was wir uns dann auch nicht entgehen ließen. Die Sonne war zwar schon untergegangen, aber es war noch hell genug für die wirklich spektakulären Bilder.



Dann zog es uns aber wieder zu den Tischen, wo endlich das Abendessen serviert wurde. Es schmeckte mir nicht schlecht, aber was ich richtig gut, sogar ausgezeichnet fand, war der bulgarische Weißwein, der dazu serviert wurde. Plötzlich gab es ein Hallo – Klaus Kobold von KMF-Reisen und die zwei letzten Reiseteilnehmer, Waltraud und Hand Adolf aus Remscheid trafen ein, und auch Tilo war wieder bei uns.

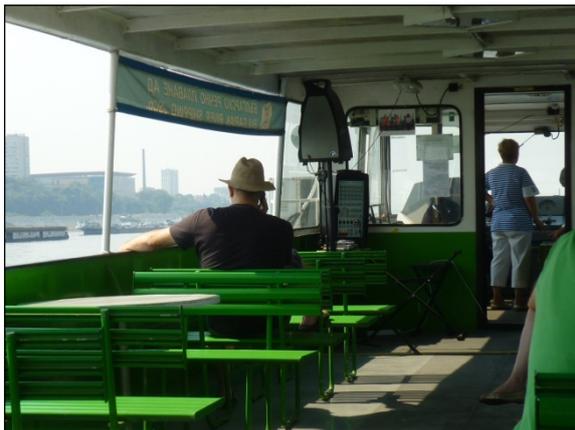
Das Frühstück am nächsten Morgen konnte im Freien auf der Terrasse des Hotels eingenommen werden. Anschließend startete dort gleich - wie üblich auf diesen Reisen - die Auftaktrunde zum Kennenlernen. Titus hatte sich dafür etwas Tolles einfallen lassen: Man sollte seinen Vornamen nennen und dazu einen Begriff, der etwas über einen selbst aussagte, wobei dieser Begriff aber mit demselben Buchstaben wie der Vorname anfangen musste. Die Ersten in der Sitzreihe hatten es am schwersten, denn sie hatten so gut wie keine Zeit zum Nachdenken. Christa und ich waren froh, dass wir in der Mitte saßen. Bei mir war es der Buchstabe D von Dieter – da fiel mir auf Anhieb „Denker“ ein, was auch ganz gut auf mich passt.



Als erster Ausflug war eine Schiffsfahrt auf der Donau geplant. Vor dem Hotel wartete schon Svetlana auf uns, eine recht jung aussehende Studentin, die sich mit Stadtführungen ihr Geld verdienen muss. Sie ist ziemlich klein gewachsen, was besonders ins Auge fiel, wenn sie neben Titus oder Tilo stand, die beide sehr große Männer sind. Das Schiff auf dem Foto brachte uns einige Kilometer stromabwärts an Russe vorbei bis zur Donaubrücke, auf deren Mitte wir gestern die Grenze zwischen Rumänien und Bulgarien überschritten hatten.



Swetlana erzählte uns, dass das Bauwerk heutzutage als Brücke der Freundschaft bezeichnet wird, was sicherlich nicht immer so war. Dass es Spannungen gibt, war auch der Bemerkung von Swetlana zu entnehmen, die von Bulgarien erhobene Transitgebühr sei viel geringer als die in Rumänien erhobene, obwohl Bulgarien ihren Brückenteil besser warten würde



Hinter der Brücke wendete das Schiff und fuhr zurück zum Ausgangspunkt, an dem Tilo uns wieder an Land führte. Als nächste Aktion sollte ein Rundgang durch das Zentrum von Russe folgen. Dazu benötigten wir den Bus nicht, denn es war, wie schon erwähnt, nicht weit zum Stadtzentrum, so dass wir uns nach kurzer Erfrischung im Hotel zu Fuß auf den Weg machten. Gleich zu Anfang fiel uns auf, dass Todesanzeigen an die Stämme der die Straße säumenden Bäume geheftet waren, ein uns völlig unbekannter Brauch.



Schräg gegenüber, nur wenig Schritte von unserem Hotel entfernt, kamen wir direkt am ehemaligen Geschäftshaus der Familie Canetti vorbei. Zukünftig plant die Internationale Elias Canetti Gesellschaft darin die Errichtung eines internationalen Kultur-, Wissenschafts- und Dokumentationszentrums. Um dieses Vorhaben zu realisieren, überließ der bulgarische Staat per Ministerratsbeschluss das Haus der Gesellschaft.

Aufgrund ungeklärter Eigentumsverhältnisse und eines damit einhergehenden Rechtsstreites verzögert sich jedoch dessen Errichtung. Das Haus wird in seinem unsanierten Zustand als alternativer Veranstaltungsort genutzt und entwickelt sich zunehmend zu einem Forum für zeitgenössische Kunst und Performance. Das Haus war jetzt zur Mittagszeit geschlossen, so dass eine Besichtigung nicht möglich war. Die Canetti Gesellschaft verfügt aber noch über Räume in einem anderen Haus, in die wir für den Nachmittag eingeladen waren. So marschierten wir erst einmal weiter und kamen bald in die Innenstadt.



Im Zentrum von Russe liegt ein großer Park, in dem Swetlana die Gelegenheit nutzte, auf der Umfriedung eines Brunnenbeckens sich etwas größer machend, uns die Geschichte von Russe näher zu bringen. Dann führte sie uns noch weiter herum und zeigte uns, dass Russe sehr ansprechende Fußgängerzonen und viel Grün hat, und, wie ich fand, eine recht hübsche Stadt ist.

Im Jahr 2005 eröffnete im Stadtzentrum das Elias Canetti Center, dessen Träger und Initiator die Internationale Elias Canetti Gesellschaft ist. Das Center ist in dem auf nebenstehendem Foto zu sehenden Haus untergebracht und enthält die Österreich-Bibliothek „Elias Canetti“, Seminarräume sowie die Büroräume der Canetti Gesellschaft. Die Räumlichkeiten werden zunehmend von lokalen Initiativen, Jugendgruppen und Studenten für ihre Veranstaltungen und internationale Begegnungen genutzt. Die Kulturveranstaltungen und Bildungsangebote des Zentrums, die u.a. Aus-

stellungen, Diskussionsforen, Workshops, Lesungen, Filmabende und wissenschaftliche Symposien beinhalten, richten sich insbesondere an ein junges Publikum.

Wir waren zu einer Begegnung mit einem Unternehmer aus Russe in die Bibliothek eingeladen. Als wir die Treppen empor in die Räume im ersten Stock gestiegen waren, warteten dort schon die Bibliothekarin und unser Gesprächspartner. Der junge Mann sprach in Bulgarisch, Tilo übersetzte ins Deutsche. Nachdem der Mann uns einige Informationen über sein Unternehmen gegeben hatte, entwickelte sich das Gespräch so, dass wir Fragen stellten und er antwortete. Mir schien, dass er gute Ansätze vorbrachte, wie er sich in der Marktwirtschaft behaupten wollte.

Dann stieß jedoch der zweite Bürgermeister, den wir ja schon von gestern kannten, zu uns, schaltete sich in das Gespräch ein und gab von da an, zu allem, was der Unternehmer sagte, ungefragt seine störenden Kommentare ab, natürlich in Bulgarisch, schneller als Tilo übersetzen konnte. Mir schien, dass er ständig abwiegelte und relativierte, so dass der Unternehmer zunehmend immer stiller wurde, und das Gespräch versickerte. Vielleicht gehörte der Bürgermeisterversprecher ja zu den alten Kadern.



Auf dem Rückweg zum Hotel machte ich ein Foto von zwei nebeneinander stehenden Häusern, eines unsaniert, das andere in auffälligem Violett renoviert. Das zeigte gut die unterschiedlichen Zeiten, die Russe durchgemacht hat, und dass es noch genug zu tun gibt, um die Stadtkulisse zu verschönern.

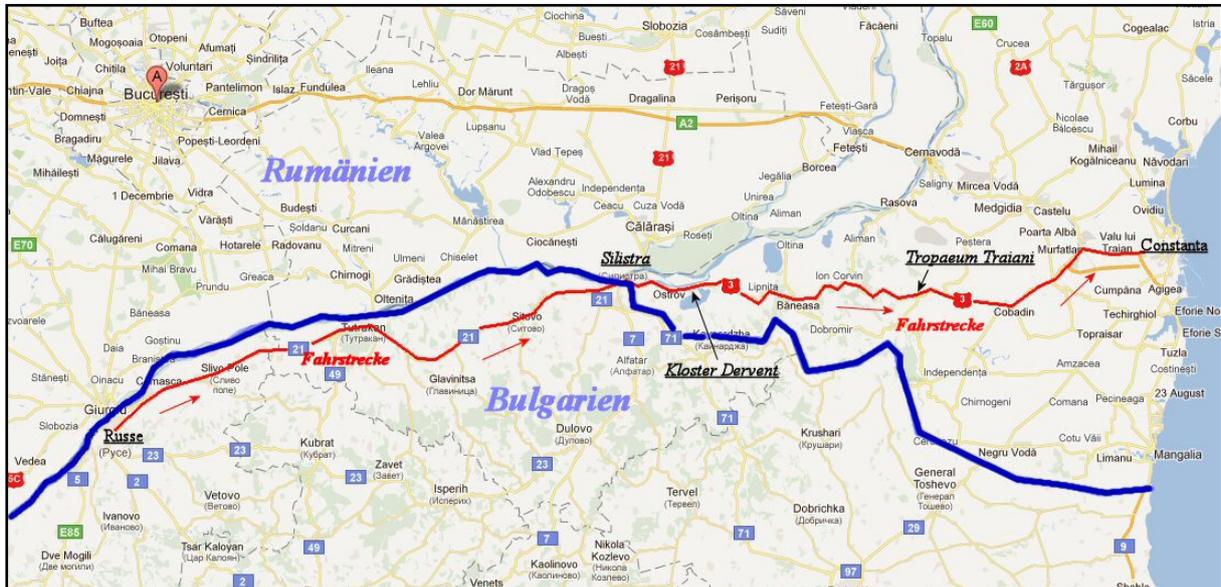
Da wir auf dieser Reise Halbpension hatten, waren wir wieder, wie schon gestern, zum gemeinsamen Abendessen eingeladen. Die Reiseleitung hatte keine Mühe gescheut, den Teilnehmern etwas Besonderes zu bieten. Während es gestern Abend im Riga etwas vornehmer zugegangen war, besuchten wir heute ein zünftiges Traditionsrestaurant, welches Klaus gerade fotografiert.



Es gab Unmengen zum Essen, erst Gemüse und Salate zur Vorspeise, dann riesige Platten mit Fleisch, die als besonderer Geck flambiert wurden. Wir konnten nicht an uns halten, und aßen alle an diesem Abend viel zu viel. Es folgte eine Aufführung einer Tanzgruppe und typische Musik. Zum Schluss des Abends verabschiedete Titus unsere Stadtführerin Svetlana mir Dank und einem kleinen Geschenk.

## Durch die rumänische Dobrudscha nach Constanta

Morgens nach dem Frühstück stand unser Bus schon vor dem Hotel. An diesem Tag sollte uns die Reise über 255 km von Russe nach Constanta am Schwarzen Meer führen.



Christa und ich waren die letzten beim Einsteigen und mussten auf den einzig noch freien Sitzen auf der Rückbank des Busses Platz nehmen. Wir fuhren zunächst auf der bulgarischen Seite der Donau auf der Straße 21 ostwärts. Eine Autobahn gibt es in dieser Gegend nicht, die holprige Straße entsprach noch nicht einmal deutschem Bundesstraßenstandard, so dass wir besonders auf den letzten Plätzen im Bus ziemlich durchgeschüttelt wurden. Die Landschaft in dieser Gegend ist eintönig, meistens flach mit sehr viel Mais- und Sonnenblumenanbau. Die Häuser auf dem Land sind ärmlich und erinnern an Häuser in Ostdeutschland zur DDR-Zeit.



Nach 143 km erreichten wir die bulgarische Stadt Silistra an der Grenze zu Rumänien. Sie gilt als Tor zu Dobrudscha. Dies ist eine Landschaft zwischen Unterlauf der Donau und dem Schwarzen Meer und bildet das Grenzgebiet zwischen Südostrumänien und Nordostbulgarien. Die Dobrudscha ist der nordöstliche Zipfel der Balkanhalbinsel. Ein großer Teil ist eine lössbedeckte, fruchtbare Steppe.

In der Dobrudscha lebte im 19. Jahrhundert eine ethnisch gemischte Bevölkerung aus Bulgaren, Türken, Rumänen, Tataren, Lipowanern, Ukrainern, Gagausen und Dobrudschadeutschen. Heute hat sie 1,3 Millionen Einwohner. Die größten Städte sind Constanta und Tulcea (in Rumänien) und Dobritsch und Silistra (in Bulgarien). Text und Karte habe ich aus Wikipedia entnommen und erwähne sie hier besonders, weil ein großer Teil unserer Reise uns durch die Dobrudscha geführt hat.

In Silistra wurde eine längere Pause eingelegt. Wir suchten ein Cafe in der Innenstadt auf, in dem wir draußen in einem Park sitzen konnten, und stellten für unsere große Truppe einige Tische zusammen. Die bulgarischen Stadtbewohner beäugten uns interessiert, denn Touristen werden sie in ihrer Stadt eher selten, vielleicht noch nie gesehen haben.

Unsere Reiseleitung aus Titus, Klaus und Tilo hatte noch einiges zu besprechen. In der Zwischenzeit sahen wir andere uns in Silistra etwas um. Außer der Moschee zog uns vor allem der farbenprächtige Markt an.



Hinter Silistra überschritten wir bald die Grenze zu Rumänien. Auch dort gab es keine lange Grenzkontrolle, so dass wir ohne Verzögerung weiterfahren konnten. Rumänien ist bekannt für seine vielen Klöster. Eines zu besichtigen, war auch auf dieser Reise Pflicht. Und da das Kloster Dervent in der Nähe des Ortes Ostrov am Wege lag, machten wir dort Halt. Folgende Informationen habe ich im Internet gefunden:

Dervent ist ein Mönchskloster mit 17 Bewohner, geweiht der „Der Gottesfürchtigen Paraschiva“, „Dem Heiligen Georg“ und „Der Heilenden Quelle“. In den Jahren 1929 – 1936 sammelte der Mönch Elefterie Mihai Geld in den umliegenden Dörfern und stiftete das Kloster Dervent (Dervent bedeutet „jenseits des Baches“). Im Jahre 1959 wurde Prior Elefterie und die Mönche von den kommunistischen Behörden vertrieben, in den Zellen und dem Gästehaus des Klosters richtete sich die Verwaltung des Staatliche Landwirtschaftsbetriebes der Ortschaft ein, aus dem Kloster wird eine Dorfkirche. 1990 kommt der ehemalige Prior zurück und eröffnet aufs Neue das Kloster.

Die Kirche wurde in den Jahren 1987- 1989 bemalt und befindet sich in einem guten Zustand. Es wurden noch 8 Mönchszellen gebaut. Kranke Menschen suchen das Kloster auf, um dort Heilung zu finden, vor allem am Heiligen Kreuz Tag (14. September).

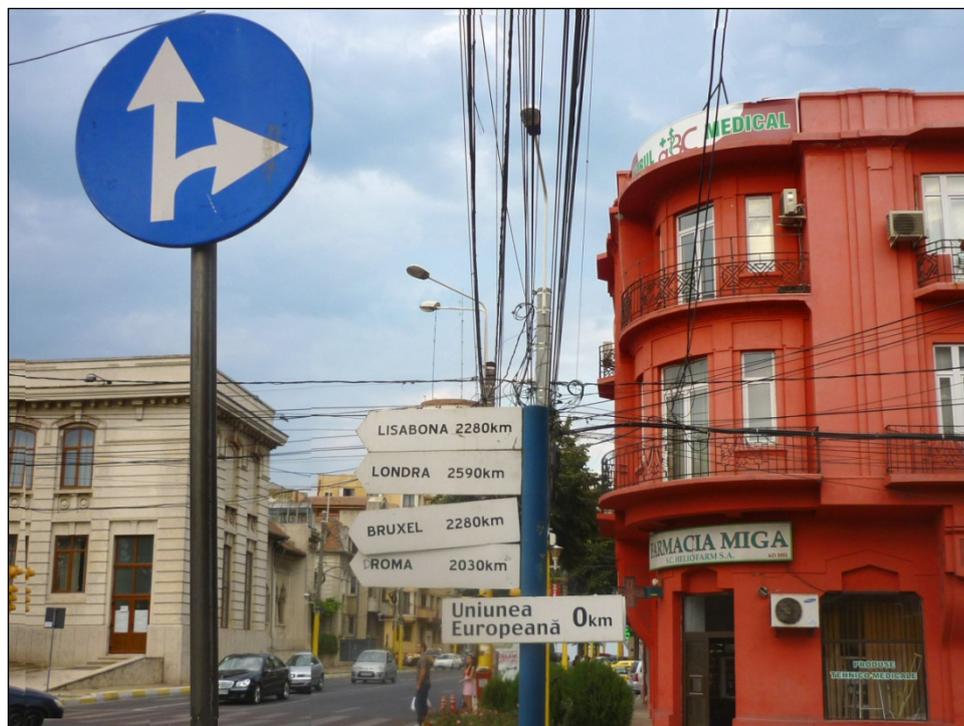
Auf dem Weg zur nächsten Sehenswürdigkeit bog unser Fahrer plötzlich, ohne dass es abgesprochen war, auf einen Waldweg ab. Da die Verständigung mit ihm manchmal schwierig war, konnte selbst Tilo den Grund nicht

gleich erfahren. So nutzten wir den Zwangsaufenthalt zur Mittagspause, in der wir die Reste vom gestrigen Mal, die man uns eingepackt hatte, mit großem Appetit verzehrten. Inzwischen lud der Fahrer alle im Bus verbliebenen Koffer aus. Selbst Tilo verstand nicht, was der Fahrer bezweckte. Erst als er eine Pumpe hervorbrachte, die in einem Fach unter allen Koffern gelegen hatte, und sich am linken Vorderreifen zu schaffen machte, sahen wir es auch, der Reifen hatte Luft verloren und musste aufgepumpt werden. Helfen konnten wir dabei nicht, aber bald war das Problem behoben, und wir konnten weiterfahren.



Der nächste Stopp fand in der Nähe des Ortes Adamklisi statt. Dort besuchten wir das Tropaeum Traiani, ein römisches Denkmal. Wie aus der zum Bau gehörigen Inschrift hervorgeht, wurde das Tropaeum Traiani dem Mars Ultor geweiht und 108/109 n. Chr. erbaut, es stammt also aus der Zeit Kaiser Trajans und steht im Zusammenhang mit den kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen dem römischen Reich und den Dakern

Nun war es nicht mehr weit nach Constanta am Schwarzen Meer, das wir etwa um 17 Uhr erreichten. Gleich nach dem Einchecken im Hotel Class folgte ein Rundgang durch das Stadtviertel, um uns nach der langen Fahrt die Beine etwas zu vertreten.



An der ersten Straßenkreuzung war ein interessantes Schild zu sehen, das die Entfernungen zu einigen europäischen Großstädten zeigte, wohingegen der Hinweis „Uniunea Europeană“ 0 km wohl andeuten sollte, dass wir uns hier mitten in Europa befanden, und die Richtung des blauen Schildes konnte man so interpretieren, dass es zu weiteren beitrtrittswilligen Ländern im Osten wies.



Nur ein kleines Stück weiter war die Straße zu Ende und wir standen direkt oberhalb des Wassers. Über einen halbkreisförmigen Strand ging der Blick weit in die Ferne über das Schwarze Meer – eines der Ziele unserer Reise war erreicht. Es war erhebend, an diesem Meer, das man schon oft auf der Karte gesehen hat, nun selbst zu stehen, etwas Besonderes erschloss sich allerdings dabei nicht.

Auf dem Rückweg zum Hotel tauschten wir Geld. Die rumänische Währung heißt Leu, der Umrechnungskurs ist 1:4, d.h. für einen Euro bekommt man 4 Leu. Ein für den Abend geplanter Spaziergang durch die Altstadt musste ausfallen, da ein Gewitterregen über Constanta herunter ging.

Am nächsten Vormittag stand dann ein Spaziergang auf der Strandpromenade von Constanta auf dem Plan. Nun hatten wir genügend Zeit, das Schwarze Meer auf uns wirken zu lassen. Das alte Casino, direkt am Wasser gelegen, ist noch immer ein beliebtes Fotomotiv, leider bröckelt es unsaniert vor sich dahin. Mehr Geld scheint es da für das Admiralsgebäude zu geben, dass sich in strahlendem Weiß präsentierte.



Am Ende der Strandpromenade, bevor es in die Altstadt ging, gab uns Tilo ein paar Informationen über die Stadt, die ich nicht wortwörtlich behalten konnte. Deshalb hier einige Daten aus Wikipedia: **Constanța** [kɒnˈstɒtsa ] (deutsch *Konstanza*) ist die wichtigste Seehafenstadt am Schwarzen Meer mit etwa 300.000 Einwohnern. Sie ist die fünftgrößte Stadt Rumäniens und die größte Stadt der historischen Region Dobrukscha.

Constanța wurde im 7. Jahrhundert v. Chr. von Griechen aus der ionischen Mutterstadt Milet (in Kleinasien) als *Tomoi* gegründet, eine später römische Stadt (*Tomi*), in der auch der aus Rom verbannte Dichter Ovid lebte und starb. Zeitweise stand sie unter dakischer, skythischer und keltischer Herrschaft. Unter dem römischen Kaiser Konstantin I. wurde die Stadt zu Ehren seiner Schwester in *Constantiana* umbenannt und war eine wichtige Metropole. Constanța ist eines der Zentren der türkischen und tatarischen Minderheit Rumäniens sowie des Islam in Rumänien. 6% der Stadtbevölkerung ist muslimisch. Daneben gibt es auch eine kürzlich eingewanderte arabische Minderheit, die in Constanța eine Schule mit arabischer und englischer Unterrichtssprache betreibt.



Dann brachen wir auf in die Altstadt, die wir in nur etwa zehn Minuten zu Fuß erreichten. Dort besuchten wir zunächst die Moschee. Ein Foto von ihr zu machen ist schwierig, da sie von engen Gassen umgeben ist. Wenn man ein Stück in eine Straße mit modernen Gebäuden ausweicht, ergibt sich ein Bild des Kontrastes zwischen der uralten Moschee und einem heutigen Glaspalast. Einige von uns, auch ich, wagten den Aufstieg aufs Minarett über eine enge Wendeltreppe und wurden belohnt von einer einmaligen Aussicht auf die Stadt und das Meer.

Nach der Moschee erreichten wir den Platz mit dem Nationalmuseum für Geschichte und Archäologie. Wir hatten nun eine Stunde Zeit zur freien Verfügung, bevor der nächste Termin auf dem Plan stand. Die Gruppe löste sich schnell auf. Christa und ich gönnten uns erst einmal eine Pause in einem Kaffee. Danach schlenderten wir durch die Straßen der Altstadt und stellten fest, dass die viele Häuser am Verfall waren und offensichtlich das Geld für die notwendigen Sanierungen fehlte.



Um ein Uhr ging es weiter mit unserem Bus in eines der besseren Wohnviertel von Constanta, denn halb zwei waren wir zu einer Begegnung mit dem Großmufti der muslimischen Minderheit in Rumänien eingeladen. Nachdem wir das unscheinbare Geschäftshaus betreten hatten, wurden wir von einem überaus freundlichen Adlatus in einen Vortragsraum geführt. Wenig später traf der Großmufti ein. Wer einen weisen, alten Mann mit langem Bart und muslimischen Gewand erwartet hatte, wurde enttäuscht, denn es erschien ein westlich gekleideter, dynamischer Managertyp in mittleren Jahren und legte gleich sein Handy auf den Tisch.



Tilo, der sich über die Einladung sehr gefreut hatte, übersetzte wieder. Von dem Gespräch behalten habe ich, dass der Großmufti das friedliche Zusammenleben der ethnischen und religiösen Minderheiten mit der rumänischen Bevölkerung lobte, dagegen aber Probleme in Westeuropa und speziell in Deutschland mit Minderheiten sieht und daraus einen gewissen Vorwurf an uns als Vertreter Deutschlands richtete. Außerdem gäbe es zunehmende Schwierigkeiten mit von westeuropäischen Staaten abgeschobenen Radikalen, die in Länder wie Rumänien kommen würden und dort das friedliche Zusammenleben störten.

## Von Constanta an den Rand des Donaudeltas

Nach diesem Gespräch verließen wir Constanta in nördlicher Richtung und passierten einige der Schwarzmeerbäder, ohne aber genügend Zeit für einen Stopp zu haben. Danach kamen wir in eine recht öde, flache, so gut wie nicht besiedelte Steppen- und Lagunenlandschaft. In dieser Gegend lag einst die griechische Hafenstadt Istros, auch als Cetatea Hristia bekannt, deren Ruinen einschließlich Museum wir als nächstes besichtigten. Beim Herumlaufen in den Außenanlagen fühlte ich die Hitze dieses Sommertages.



Es ging weiter Richtung Donaudelta. In der Stadt Babadag besichtigten wir die Moschee. Tilo riet uns, Verpflegung einzukaufen, da es im Donaudelta keinen Supermarkt und kein Lebensmittelgeschäft gibt.



Ein weiterer Abstecher führte uns in das abseits von den Hauptstraßen gelegene, russische Dorf Sarichioi. 90 Prozent der Bevölkerung von Sarichioi ist russisch-lipowanisch. Dort steht eine orthodoxe Kirche des alten Ritus (altrussische Liturgie). Sie befindet sich nahe am Abhang zum Razim-See. Auf dem Kirchgrundstück befinden sich zahlreiche kleine Häuschen, in denen alleinstehende alte Frauen leben, die der Kirche täglich ihren Dienst anbieten. Die Altgläubigen erkennen nur das nebenstehende Kreuz an.

Der Ort hat auch viele hübsche Häuser. Die Farbe Blau herrscht vor. Tilo erklärte, dass dies eine russische Enklave ist, in der man russisch spricht, russische Traditionen lebt, z.B. die Frauen in Tracht gehen.



### Auf Wasserwegen unterwegs im Donaudelta

Dann erreichten wir den Ort Murighiol, der am Rande des Donaudeltas liegt. Als Tilo meinte, dass wir noch aufs Wasser müssten, hielt ich das für einen Scherz. Vielmehr sah ich mich in der weitläufigen Ortschaft um und versuchte ein Hotel auszumachen. Am äußersten Ende des Ortes stoppte der Bus an einem größeren Gebäude. Das wird es wohl sein, dachte ich, aber schön war es dort nicht. Doch schnell stellte sich heraus, dass der Busfahrer sich verfahren hatte und umkehren musste. Schließlich waren wir an allen Häusern vorbei, und vor uns tauchte ein kleiner Hafen an einem Seitenarm der Donau auf. Kurz davor bog der Busfahrer auf einen Schotterweg ab und hielt wenig später an. Wir wären nun da, meinte Tilo, und sollten aussteigen. Verblüfft verließen wir den Bus und sahen uns um. Einige Meter unter uns lagen ein großes und zwei kleinere Boote an dem Flussarm. Ein schmaler Steg ohne Geländer führte nach unten. Also mussten wir doch aufs Wasser – die Überraschung war gelungen.



Als Tilo die skeptischen Blicke der Frauen sah, meinte er, dass der Wasserstand normalerweise so hoch wäre, dass nur ein Schritt auf die Boote notwendig sei. Aber bei dem augenblicklichen Tiefststand der Donau könnte man nun nicht anders einsteigen. Den nicht Schwindelfreien in der Gruppe fuhr der Schreck in die Glieder.

Tilo stellte den Schiffsführer vor, Radu Stamate, den wir Radu nennen sollten und der auch, wie sich bald herausstellte, der Eigentümer der Pension war. Mit dessen und Tilos und Titus Hilfe gelangten alle heil in die Boote. Die Frauen durften aufs bequemere große Boot, die Männer mussten auf das eine kleine Boot, die Koffer kamen aufs andere.

Als wir losfuhren, war die Dämmerung schon angebrochen. Der Busfahrer hatte sich verfahren und Tilo gestand später, dass er wegen der Verspätung schon wie auf heißen Kohlen gesessen hatte, denn bei Dunkelheit war es absolut verboten, im Delta mit Schiffen und Booten zu fahren. Zum Glück war es bei dem schönen Wetter gerade noch hell genug, um den Weg zu finden. Die Himmels- und Wasserfärbung war sehr stimmig.

Die unerwartete Fahrt durch Kanäle und Seen war eine spannende Sache, konnte man ja nicht erahnen, wohin sie uns führen würde. Nach einer etwa dreiviertelstündigen Fahrt über einen größeren See bogen wir in einen länglichen Kanal ab und sahen auf der rechten Seite unerwartet schilfgedeckte Häuser, also musste dort eine Insel liegen. Am Ende des Kanals an einer kleinen Anlagestelle hatten wir unser Ziel erreicht, die Pension „Die drei Weidenbäume“.

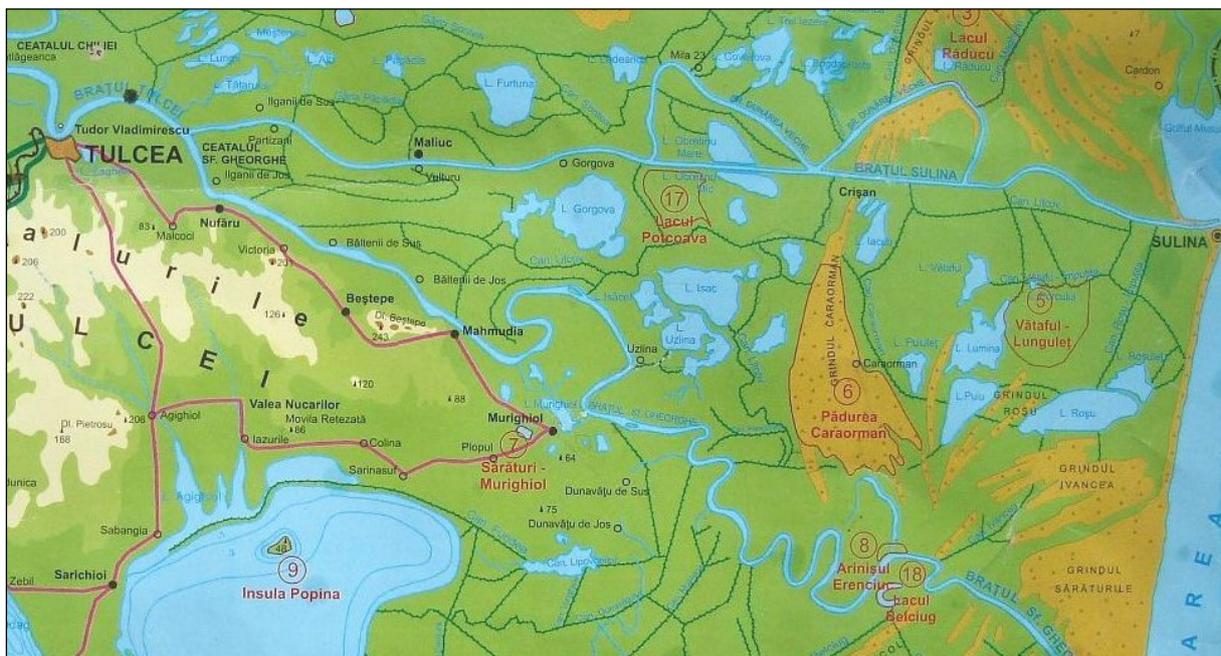
Nun war es so dunkel geworden, dass man nur erahnen konnte, wie schön die Anlage war. Eine Frau und zwei freudig schwanzwedelnde Hunde empfingen uns und geleiteten uns in das Haupthaus. Tilo stellte die Frau und den Bootsführer als Wirtin und Wirt der Pension vor, die auf Rumänisch „Casa dintre salcii“ heißt. Sie waren sehr freundlich und begrüßten uns mit einem ordentlichen Schluck Wodka. Dann wurden die Zimmer verteilt, in die wir schnell unser Gepäck brachten und zurück ins Haupthaus eilten, wo ein spätes Abendessen mit viel Fische auf uns wartete.



Am nächsten Morgen konnten wir die Anlage im Tageslicht sehen. Sie war sehr schön, gepflegt und ganz neu.

Nach dem reichhaltigen Frühstück wurde besprochen, wie der Tag ablaufen sollte. Ursprünglich war ein Ganztagsausflug ins Delta mit Picknick vorgesehen gewesen. Aber bei der großen Gruppe hätte so viel Ausrüstung und Essen mitgenommen werden müssen, dass es auf den Booten zu eng geworden wäre. Deshalb schlug die Reiseleitung vor, zwei Halbtagsausflüge durchzuführen und zum Mittagessen zurück in der Pension zu kommen. Dagegen hatte niemand etwas einzuwenden.

Auf der unten angefügten Karte des südlichen Donaudeltas ist die Ansiedlung Uzlina, in dem die Pension liegt, etwa in der Mitte zu finden. Von dort aus kann per Boot der Uzlina-See erreicht werden. Gleich nach dem Frühstück brachen wir auf. Wir nahmen das große Boot und eines der kleinen Boote – und los ging es. Ich hatte zufällig im großen Boot Platz gefunden, was sich später für das Fotografieren als sehr geeignet erwies. So konnte ich viele schöne Bilder schießen.

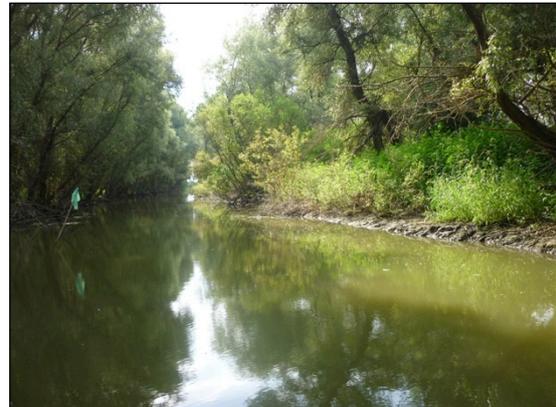


Nach der Durchfahrt des Kanals erreichten wir den See. Frage war, ob die Pelikane, die dort im Sommer leben, schon zu ihren Winterquartieren aufgebrochen waren. Zumindest waren einige noch da, wie das Foto zeigt, auf dem auch die gelben Schnäbel der Vögel gut zu sehen sind.





Auf dem rechten Foto oben ist das Boot zu sehen, auf dem die meisten unserer Männer fahren. Das linke Foto unten ist auf dem großen Boot gemacht und zeigt Bootsführer Radu mit einigen unserer Frauen.



Auch Schwäne mit Jungtieren konnten wir beobachten und sogar Frösche, die neugierig aus dem Seerosengeflecht herauslugten. Die drei Stunden der Rundfahrt waren schneller vergangen als gedacht, so dass wir langsam durch den Kanal wieder bis zur Pension schipperten. An einer Anlegestelle davor zeigte ein Mann in einem Boot stolz seinen Fang, allerdings war der Fisch so klein, dass man ihn kaum richtig sehen konnte.

Beim darauf folgenden Mittagessen in der Pension gab es auch wieder viel Fisch.



Als wir zur zweiten Ausfahrt aufbrachen, lag der Kanal zunächst sehr ruhig da. Doch plötzlich schoss ein schnelles Boot um die nächste Biegung und war im Nu an uns vorbei. Seine Welle ließ unsere Boote gefährlich schaukeln. Leider ist das überschnelle Fahren mit starken Außenbordmotoren eine Unsitte, die Radu gar nicht gefällt. Seine Geste mit der Hand an die Stirn war eindeutig.

Dieser Ausflug führte uns in einen anderen Teil des Sees. Der interessanteste Unterschied zur morgendlichen Fahrt war, dass wir diesmal Kormorane beobachten konnten, die auf verschiedenen Bäumen saßen. Dann sollte es als zusätzliches Highlight noch durch einen ganz engen Kanal gehen, doch lag ein dicker Ast quer in der Durchfahrt. Radu meinte, der sei absichtlich von Anglern dort platziert worden, die in Ruhe ihrem Hobby nachgehen wollen. Leider gab es keine Möglichkeit, daran vorbei zu kommen, so dass wir umkehren mussten.



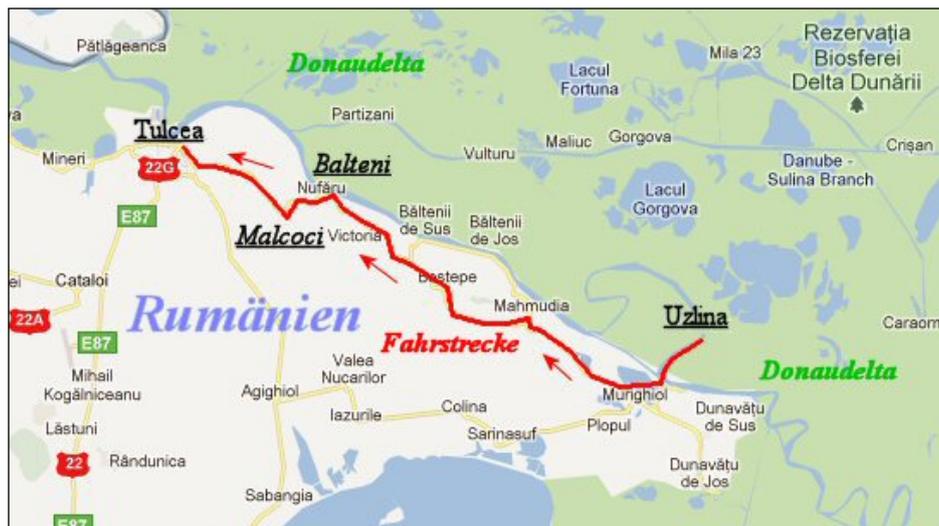
Am Abend war der fünfte Tag der Reise vorüber und damit die Hälfte, so dass wir „Bergfest“ feiern konnten, wie Titus es ausdrückte. Radu wusste zuerst nicht, worum es ging, aber Tilo konnte übersetzen und Radu meinte, hätten wir das früher gesagt, hätte er für eine Folklore-Gruppe sorgen können. So befeuerte er wenigstens seine beiden großen Grillöfen, und wir versammelten uns davor zur kleinen Bergfestfeier. In der klaren Nacht ohne künstliches Licht und Luftverschmutzung stand das Sternbild des Großen Wagens deutlich sichtbar über uns. Wir ließen uns die gegrillten Spieße bei Bier und Wein gut schmecken. Es war ein würdiger Abschied vom Delta.

Am Morgen nach dem Frühstück kam der Abschied von den „Drei Weidenbäumen“. Die letzte Fahrt mit den Booten in umgekehrter Richtung als vor zwei Tagen brachte uns zurück zur Anlagestelle, an der unser Bus schon stand. Zum Abschied überreichte Titus den Radu als Dank ein Obstwässerchen aus Heppenheim.



### Titus Tante und die vier Schwestern in Malcoci

Am heutigen Tag hatten wir die kürzeste Fahrstrecke, nämlich nur von Murighiol bis Tulcea, aber ein großes Programm. Es begann mit dem ersten Stopp in dem etwa 7 km südöstlich von Tulcea gelegenen Dorf Malcoci.



Die Gemeinde wurde im Jahre 1842 von deutschen Auswanderern gegründet und erhielt den Namen Malkotsch. Sie war knapp hundert Jahre lang von den Dobrudschadeutschen bestimmt. In Malkotsch wurde bis 1940 zumeist deutsch gesprochen - offiziell war dies allerdings unerwünscht und beispielsweise den Kindern in der Schule untersagt. Die Malkotscher waren fast ausnahmslos Bauern und Weinbauern - wie schon in ihren ursprünglichen südwestdeutschen Gebieten. Doch im November 1940 verfügten die Nazis eine Umsiedlung der

deutsch stämmigen Bevölkerung nach Deutschland. Nur wenige deutsche Einwohner blieben zurück. Das Dorf wurde von Rumänen neu besiedelt, hat heute etwa 1000 Einwohner und erhielt den rumänischen Namen Malcoci. Ein Gedenkstein erinnert an diese Geschichte.

Titus Mutter und Tante sind in Malkotsch geboren. Die Tante, die heute in Westdeutschland lebt, kommt jedes Jahr einmal nach Malcoci in ihre alte Heimat. Da der Termin unserer Reise mit ihrem Aufenthalt zusammenfiel, bot sich ein Treffen an, und es war dabei auch eine Begegnung mit verbliebenen deutschen Einwohnern geplant.

Tatsächlich trafen wir die Tante, die trotz ihres hohen Alters von über 80 Jahren die für sie sicherlich beschwerliche Reise auf sich genommen hatte. Sie zeigte sich als resolute Person, die sich aber freute, Titus, den sie lange nicht gesehen hatte, gerade in Malcoci wieder zu treffen.

Unser Bus hatte vor der Kirche gehalten, so dass wir diese zunächst besuchten. Aber wir trafen nur noch eine Ruine an. Durch ein Erdbeben sind große Teile der Kirche zerstört worden. Der Turm blieb stehen, ist aber tot und leer. Auch Reste der Grundmauern stehen noch, doch ist das Dach eingestürzt und das Innere verfallen. Für den Wiederaufbau fehlt vermutlich das Geld, wahrscheinlich auch das Interesse der heute orthodoxen Bevölkerung.



Während Tilo mit der Bewohnerin des Hauses gegenüber der Kirche einen kleinen Schwatz wachte, passierte uns ein Pferdefuhrwerk, wie man es auch heute noch in Rumänien sieht.



Dann lud uns die Tante zu einem Rundgang in Malcoci ein. Dort sind die unterschiedlichsten Häuser gebaut, zum Teil ganz alte versteckt hinter Büschen und Bäumen, zum Teil ganz neue, die sich offen zur Schau stellen. Nur das Haus, in dem Titus eine Zeit lang gelebt hatte, ist verfallen und nicht wieder aufgebaut worden.



Dann erreichten wir das Begegnungshaus am Ende des Ortes. Dort trafen wir einige deutschstämmigen Bewohner, besonders vier Schwestern – drei sind auf dem rechten Foto unten zu sehen. Sie leben bei ihren Familien in Malcoci. Man sah ihnen an, dass sie schwere Zeiten durchgemacht haben. Sie wirkten früh gealtert. deutsch mochten sie nicht sprechen, aber unsere Reisegefährtin Katherina, die aus Rumänien stammt, konnte das Wenige, das die Frauen sagten, übersetzen.





Wir waren derweil zu Kaffee und nach deutschem Rezept gebackenen, ausgezeichnet schmeckenden Kuchen eingeladen. Titus Tante war in ihrem Element, erzählte viel und hatte für jede Frage eine passende Antwort. Nach einem Besuch des Friedhofs, auf dem Verwandte von Titus begraben liegen, ging es zurück zum Bus und zur Weiterfahrt. Sie führte uns in das kleine Dorf Balteni.

Dort waren wir zur Hochzeitssuppe im Rahmen einer deutsch-rumänischen Hochzeitsnachfeier eingeladen. Die Hochzeit wird auf dem Land in Rumänien drei Tage lang gefeiert, wobei der dritte Tag, an dem wir dabei sein sollten, Besinnung und Gesprächen dienen soll. Der Brautvater dieses Paares ist Vorsitzender der deutschen Minderheit in der Dobrudscha und war an einer Begegnung mit uns interessiert, so war der Kontakt zustande gekommen. Die Hochzeitssuppe ist eine Spezialität an der Donau, eine Fischsuppe, die Donauwels enthält. Für uns war eine zusätzliche lange Tafel vorbereitet. Nachdem Sigrid dem Brautpaar ein Geschenk von unserer Gruppe übergeben hatte, konnten wir das mittägliche Mal genießen. Auch Vorspeise und Süßigkeiten als Nach-tisch fehlten nicht.



Die Fotos zeigen das Brautpaar mit Vater, die Hochzeitstafel, das Hotel / Restaurant Wels und die unterhalb des Hotels gelegene Donau.



Nach diesem opulenten Essen führen wir gesättigt weiter und kamen bald in die Stadt Tulcea, mit etwa 100.000 Einwohnern die größte Ansiedlung am Rande des Donaudeltas. Tulcea ist auch die größte Stadt der rumänischen Norddobrudscha. Sie liegt direkt an der Donau und hat eine lange Strandpromenade. Übernachtung war in dem großen Hotel „Delta“ gebucht, das aus zwei Gebäuden besteht. Das eine, in dem wir untergebracht waren, hat noch den Ostblockcharme vergangener Zeiten, das andere ist ein moderner Glaspalast.

Nach dem Einchecken zogen sich die meisten Mitglieder unserer Gruppe zu einer längeren Ruhepause in ihre Zimmer zurück. Der Blick aus dem Fenster unseres Hotelzimmers war recht schön, denn er ging auf die Donau und die Uferpromenade hinaus.



Wer noch Lust zu weiteren Unternehmungen hatte, konnte sich einem kleinen Spaziergang zur bulgarisch-orthodoxen Kirche Heiliger Georg anschließen, bulgarisch deshalb, weil Tulcea bis 1878 Bischofssitz des Bulgarischen Exarchats war und erst beim Berliner Kongress von 1878 zusammen mit der Norddobrudscha Rumänien zugesprochen wurde. Noch bis 1940 wohnte in Tulcea eine kompakte bulgarische Bevölkerung, die jedoch nach dem Vertrag von Craiova die Stadt verließ. Die Kirche hat eine schöne Ikonenwand sowie Wandbemalungen und Bilder in wunderbar leuchtenden Farben.



Als wir zurück am Hotel waren, wartete schon der Bus für den letzten Ausflug des Tages. Er brachte uns auf den Hügel Hora, der als „Hügel des Denkmals" bekannt ist. Dort steht das Unabhängigkeitsmonument, das zu Ehren der Kämpfer des Unabhängigkeitskrieges, durch den die Dobrudscha zu Rumänien kam, gebaut wurde.



Unser Abendessen fand im Restaurant „Select“ in der Innenstadt von Tulcea nahe dem Delta-Hotel statt. Dazu war eine Kapelle geladen, die rumänische und russische Lieder spielte. Das Essen war gut, Wein und Bier hoben die Stimmung, was Tilo sehr freute, der sehr gelöst an diesem Abend war.



Schließlich wurde von Einigen unserer Gruppe sogar die Hora getanzt. Laut Wikipedia geht dieser Tanz zurück auf die *Chorea*, ein Reigen, bzw. Ketten- oder Kreistanz, der ursprünglich vom Gesang der Tänzer begleitet wird. Man kannte ihn schon bei den alten Griechen; Homer beschreibt die Chorea in der Ilias. Diesen Tanztyp kennt man auch in anderen Ethnien, wobei sich der entsprechende Name oft aus dem Griechischen ableitet, so z. B. *Khorovod* in Russland, *Hora* in Rumänien, Moldawien der Klezmer-Musik in Israel, *Horo* in Bulgarien und Mazedonien. Die Kapelle konnte ihn natürlich spielen. Einige Takte des Tanzes habe ich mit meiner Digitalkamera als Videosequenz aufgenommen.

Am nächsten Morgen verließen wir Tulcea in Richtung Galati, der nächsten größeren Stadt Donau aufwärts. Die Landschaft war eintönig, hauptsächlich landwirtschaftlich genutzt.



## „Grenzkonflikte“ am Rande der Ukraine

Ziel dieses Tages war die Stadt Izmail in der Ukraine. Wie man auf der Karte leicht nachvollziehen kann, ist die Entfernung von Tulcea Rumänien nach Izmail Ukraine etwa 20 km Luftlinie und wenn es eine Brücke oder Autofähre über die Donau für diese Verbindung gäbe, wäre die Distanz auch nicht viel weiter. Aber es gibt sie nicht! So ist von Tulcea aus ein Weg von 300 km notwendig, um Izmail zu erreichen. Zu allem Unglück muss man dabei etwa einen halben Kilometer durch Moldawien fahren, wie man auf der unten stehenden Karte sehen kann, eine Transitstraße gibt es nicht. So sind zwei Grenzübertritte notwendig.



Von Tulcea aus liegt die nächste Autofähre über die Donau bei der Stadt Galati, 85 km nordwestlich von Tulcea, was die schnellste Möglichkeit ist, mit dem Auto oder Bus auf die andere Seite des Flusses zu kommen. Auf dem linken Foto sieht man die Fähre kommen, auf dem rechten Foto sieht man unseren Bus mit Anhänger auf die Fähre fahren, dem sich ein Foto unserer Damen auf der Fähre anschließt.





In Galati kehrten wir in ein hübsches Kaffee ein und besichtigten die orthodoxe Kirche. Dann um die Mittagszeit verließen wir die Stadt und kamen zur rumänisch-moldawischen Grenze. Die rumänischen Grenzer ließen uns nach viertelstündigem Aufenthalt weiterfahren. Auf der Brücke über den Grenzfluss Prut verließen wir die EU und kamen zur moldawischen Grenzabfertigung. Dort begannen die Schwierigkeiten.

So viel wir mitbekamen, hatte der Busfahrer keine oder unvollständige Papiere für den Anhänger. Tilo teilte uns mit, dass der Anhänger tatsächlich bei einem anderen Unternehmen geliehen war. Es war für den Busfahrer also nicht so einfach, den richtigen Gesprächspartner ans Handy zu bekommen. Nur zwei, drei Autos standen zu dieser Zeit vor den Grenzgebäuden. Die Abfertigung hätte in wenigen Minuten durchgeführt werden können. Trotzdem gab es zunächst eine zusätzliche Verzögerung von einer Stunde. Dann schien es weiter zu gehen, ein Fax mit Papieren war angekommen, wie Tilo uns mitteilte, der dauernd zwischen Bus und den Abfertigungsräumen des Gebäudes hin und her lief und versuchte, Druck zu machen. Auf unsere Fragen hin meinte er, dass ein Euroschein in den an die Grenzer übergebenen Faxen versteckt gewesen war.

Das sollte die Angelegenheit beschleunigen, überlegte ich, hatte mich aber getäuscht. Denn nun begann erst das richtige Tauziehen. Die Grenzer dachten wohl, bei diesen Deutschen wird man mehr herausholen können. Der Busfahrer, der ohnehin schon verärgert war, wollte aber nicht mehr zahlen. Die Sache musste ausgesessen werden. So verging eine weitere Stunde mit Warten. Dann endlich bekamen wir die Stempel in unsere Pässe – es konnte weitergehen! Was hatte diesen Sinneswandel bei den Grenzern bewirkt? Vielleicht noch ein Schein? Es bleibt ein Geheimnis. Zweieinhalb Stunden hatte uns dieser Grenzübergang gekostet. Dass es dort keine Toilette für die Reisenden gab, ist aber der größte Skandal.



Es waren nur fünfhundert Meter durch Moldawien, das reichte gerade für zwei schnelle Fotos aus dem Bus in die Landschaft. Dann kamen wir zur ukrainischen Grenze, und dort fingen die Probleme erst richtig an. Eine Grenzerin wie ein Soldatenweib sammelte die Pässe ein und ließ uns erst einmal eine weitere Stunde warten. Indessen genügte ein Euroschein diesmal nicht. Es war wohl so, berichtete uns Tilo atemlos, dass in der Ukraine

tatsächlich Anhänger an Bussen grundsätzlich nicht erlaubt waren. Das Busunternehmen hatte sich wohl nicht genau genug erkundigt. Die Wartezeit verlängerte sich abermals.



Jetzt kam der Busfahrer, der schon heftig schwitze, in große Verlegenheit. Er konnte nicht umkehren, denn er musste uns nach Odessa bringen, aber der Anhänger musste hierbleiben. So ver lud er alles Gepäck in den Bus, in dem es dadurch noch enger wurde. Das war eine weitere Einschränkung für uns. Aber was sollten wir machen, in der Reisbeschreibung war ja aufgeführt, dass man in diesen Ländern nicht damit rechnen kann, dass alles planmäßig abläuft, egal was man vorher organisiert hat.

Der Busfahrer kam nun auf die Idee, seinen Anhänger in den seitlich stehenden Büschen am Grenzzaun zu verstecken. Damit waren die Grenzbeamten jedoch nicht einverstanden. Weitere Zeit verging. Es kam Langeweile auf. Nun musste jeder einmal aussteigen, um sich die Beine zu vertreten, aber mit der Toilette war es auch hier schwierig. Nur ausnahmsweise ließen die Grenzer Jemanden von uns in das Grenzgebäude.

Christa fütterte unterdessen die Grenzhunde mit Brot. Indessen suchte der Busfahrer verzweifelt einen Abstellplatz für den Anhänger. Nach einigem Hin und Her wiesen die Grenzer ihm einen Platz zu, den sie im Auge behalten konnten. Dorthin musste er den Anhänger dann bringen.

Weitere Zeit verstrich. Tilo verschwand immer wieder im Grenzgebäude. Ich wunderte mich, in welcher Sprache die Verständigung ablief. Jetzt wurde es ganz langsam dämmerig, und immer noch stand unser Bus einsam am Grenzgebäude. Auf einmal kam ein bisher noch nicht erschienener Mann aus dem Gebäude. Nach seiner Haltung zu urteilen, war er hier der Chef, die Angelegenheit war zur Chefsache geworden, der Bus musste weg. Da waren plötzlich auch unsere Pässe wieder da und wurden in den Bus gereicht. Wir durften weiterfahren. Alle atmeten auf. Inzwischen hatten wir fünfeinhalb Stunden an den Grenzen verbracht. Zum Glück waren wir nicht zurückgeschickt worden. Nun war nur noch ein Schlagbaum zu überwinden, eine letzte Kontrolle zeigte, dass die Papiere in Ordnung waren, wir durften passieren.

Als erstes suchten wir eine Toilette, aber hinter der Grenze gab es nur ein Kaffee, bei näherem Hinsehen eine Art Schnellimbiss ohne Toiletten. Da blieb als letzte Möglichkeit nur noch, sich in die Büsche zu schlagen. Dann bogen wir auf die Straße P33 in Richtung der Stadt Izmail ab. Inzwischen war es nahezu dunkel und von der Landschaft leider nicht mehr viel zu sehen. Ich saß auf der linken Seite am Fenster im Bus und konnte im Scheinwerferlicht des Gegenverkehrs die Straße beobachten, sie hatte erschreckend viele Schlaglöcher. Ich dachte mir, dass dies der Grund des Anhängerproblems war. Mit Anhängern an Bussen zu fahren wäre bei dem schlechten Straßenzustand in der Ukraine tatsächlich zu gefährlich gewesen.

Die erste größere Ortschaft, durch die wir kamen, war dunkel und schien ausgestorben zu sein. Nur an der zentralen Straßenkreuzung war noch etwas Licht, und dort in der Seitenstraße stand ein Polizeifahrzeug, exakt

so, wie das früher in der DDR war. Wir mussten anhalten und ich dachte, nun geht der Zirkus wieder los. Aber die Papiere, die unser Fahrer an der Grenze bekommen hatte, waren wohl in Ordnung, denn die Polizisten ließen uns nach einem scherzhaften Plausch mit dem Busfahrer weiterfahren. Nun gab es keine Störung mehr, bis wir nach Izmail kamen. Auch diese doch größere Stadt war weitgehend dunkel, Straßenlaternen waren nicht angeschaltet oder es gab gar keine, die Straßen lagen gespenstig da, nur ab und zu war ein einsamer Mensch zu sehen, obwohl es erst 9 Uhr abends war. Das Einchecken in der Unterkunft wurde verschoben, da Tilo ein Abendessen in einem typischen Gartenlokal organisiert hatte, wo es als Spezialität der Ukraine Schaschlik vom Grill geben sollte.

Der Busfahrer fand das Lokal trotz der Dunkelheit recht schnell, dort erwartete uns eine junge Frau, unsere Stadtführerin für Izmail. Sie führte uns zu einem langen Tisch, der für uns schon gedeckt war. Die meisten Reisekollegen löschten ihren inzwischen großen Durst mit einem kühlen Bier. Ich wollte dagegen gleich einmal den ukrainischen Wein probieren und wurde nicht enttäuscht, denn er war richtig gut. Auch das Schaschlik, obwohl sicherlich mehrmals wieder aufgewärmt, schmeckte hervorragend. Auf den Fotos sieht man, dass wir nicht zu darben brauchten. Mein erster Eindruck von der Ukraine war durchaus positiv.



Unsere Unterkunft war eine zu einem Hotel umgebaute Fabrik. Die Zimmer waren dermaßen kitschig eingerichtet, dass es schon wieder originell war. Ähnliches hatten Christa und ich in den B&B-Pensionen in Schottland gesehen. Doch war das Hotel sauber und ruhig, die Sanitäreanlagen in Ordnung, so dass wir in unserer ersten Nacht in der Ukraine gut schlafen konnten.



Nach dem Frühstück versammelten wir uns in einem Tagungsraum. Unsere junge Stadtführerin traf ein und gab uns Informationen über die Stadt, hier eine kurze Zusammenfassung:

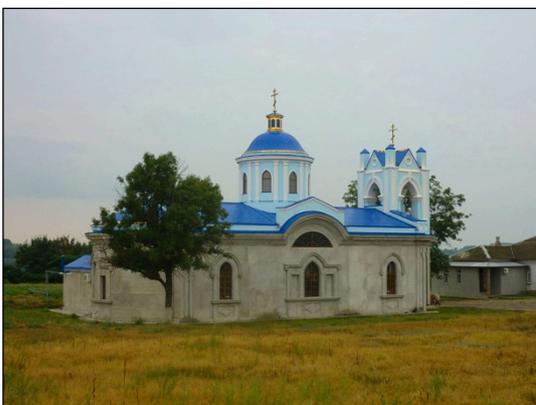
**Izmail** (Ukrainisch: Ізмаїл) ist eine historische Stadt an der Donau in der südwestlichen Ukraine mit dem größten Donauhafen des Landes. Sie ist Zentrum der Lebensmittelverarbeitungsindustrie und des regionalen Tourismus. Izmail hat 85000 Einwohner.

Die Genuesen bauten hier im 12. Jahrhundert eine Festung, die bis 1484 zum Fürstentum Moldau gehörte. Die Festung und die Stadt waren danach wechselweise unter türkischer und russischer Herrschaft. Von 1812 bis 1917 gehörte die Stadt zum russischen Bessarabien, wo auch ein Teil der russischen Donauflotte stationiert war. Vom Ende des ersten Weltkrieges bis 1944 gehörte Ismajil zu Rumänien. Ab 1944 gehörte es zur Ukrainischen SSR der Sowjetunion und seit 1991 zur unabhängigen Ukraine. Während der sowjetischen Inbesitznahme Bessarabiens bekam der Ort einen Bahnanschluss durch die bis heute bestehende Bahnstrecke Arzys–Ismajil.

Dann fuhren wir an den südlichen Stadtrand und besuchten Izmail's ältestes Gebäude, eine türkische Moschee aus dem 15ten oder 16ten Jahrhundert, welche heute ein Museum ist. Dort findet man ein monumentales Gemälde, das den Angriff der Russen im russisch-türkischen Krieg 1787-1792 auf die Festung von Izmail darstellt. Im Dezember 1790 nahmen die Russen unter Alexander Suvorov das für uneinnehmbar gehaltene Fort ein.



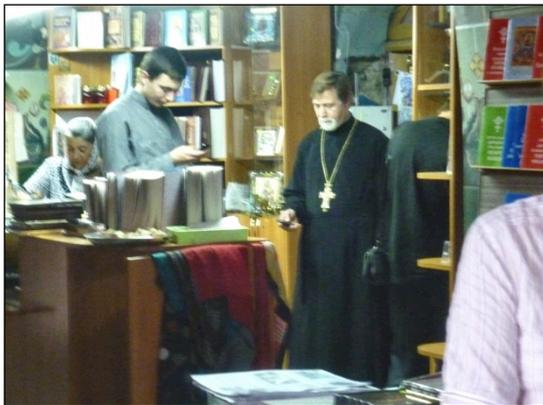
Nicht weit davon entfernt steht eine orthodoxe Kirche, die wir als nächstes besichtigten. Das Dach und die Türme erstrahlen in schönen Blautönen, während der untere Teil des Gebäudes noch unbearbeitet war. Das Besondere im Inneren sind die unbearbeiteten Ziegelsteinwände, Säulen und Kuppeln.



Den nächsten Stopp machten wir am Donauhafen. Dort steht neben Kränen eine weitere orthodoxe Kirche. Der Hafen ist jedoch recht klein, viel gibt es dort nicht zu sehen. Wir stiegen denn auch bald wieder in unseren Bus ein, der uns in die Innenstadt von Izmail brachte. Dort sahen wir Kinder in Schuluniform die Straße überqueren.



Im zentralen Park der Stadt liegt die orthodoxe Kathedrale von Izmail. Ganz zum Unterschied zu der Kirche mit den naturbelassenen Wänden, die wir in der südlichen Stadt besichtigt hatten, sind in der Kathedrale die Wände, Bögen, Decken und Gewölbe reich bemalt und geschmückt. Dort gelang auch einmal ein Foto eines Geistlichen. Draußen im Park begegneten uns zwei Frauen mit Einkaufstaschen, da konnte der Markt nicht weit entfernt sein.



Bis zur Weiterfahrt blieb noch etwas Zeit. Christa und ich, wie auch die meisten unsere Reisekameraden, tauschten zunächst einmal Geld. Die Währung heißt Ukrainische Hrywnja oder kurz UAH. Der Umrechnungskurs ist in etwa 1:11, d.h. für einen Euro bekommt man 11 UAH. Nach einer Pause in einem Kaffee und Einkauf in einer Bäckerei besuchten wir den Basar. Hinter vielen Buden fanden wir einige Markthallen, die besonders interessant für uns waren. Dort gab es Obst und Gemüse, Fleisch, Fisch und andere Lebensmittel. Es war alles im Überfluss zu haben. Die Preise waren natürlich umgerechnet niedriger als bei uns, doch bei den geringen Monatsverdiensten,

von denen Tilo uns erzählt hatte, erschien uns das Preisniveau relativ hoch.



Unser Bus wartete zufällig vor dem Standesamt. Gerade als wir einsteigen wollten kam eine Hochzeitsgesellschaft an. So konnte noch ein Foto vom Brautpaar gemacht werden. Brautpaar und Gäste waren edel angezogen. Ein Unterschied zu einer Hochzeitsgesellschaft bei uns war nicht zu erkennen.

Mit diesen letzten interessanten Bildern verabschiedeten wir uns von Izmail und setzten unsere Reise fort, die uns nun über 250 km durch die südliche Ukraine nach Odessa führen sollte.



Am Stadtausgang von Izmail kreuzt die oben schon erwähnte Bahnlinie die Straße. Dort war die Schranke, als wir eintrafen, gerade geschlossen, so dass unser Bus warten musste. Das gab uns Gelegenheit, einen ukrainischen Güterzug mit zwei Lokomotiven zu beobachten, der sehr langsam herkam. Tilo, der in diesem Land schon öfters mit der Bahn unterwegs gewesen war, meinte, der Zustand der Schienen wäre so schlecht, dass die Züge nicht schneller fahren könnten.



Die Ukraine ist ein Agrarland mit guter schwarzer Erde, bietet aber zumindest in dem südlichen Teil, durch den wir fahren, keine landschaftlichen Reize. Ab und zu sieht man auch Weinanbau, ansonsten riesige Felder. Das Land ist sehr dünn besiedelt. Viele Häuser sind renovierungsbedürftig.



Wie man auf der Karte sehen kann, gibt es südlich von Odessa eine riesige Einbuchtung des Schwarzen Meere, den Dnistrows'kyi liman. An dessen nördlichste Stelle reicht Moldawien heran, so dass die Hauptverbindungsstraße nach Odessa ein kleines Stück durch Moldawien verläuft. Für uns bedeutete das einen weiteren Grenzübergang, an dem es laut Tilo auch schon manchmal Stunden Wartezeiten gegeben hat. Doch diesmal hatten wir Glück, vielleicht auch, weil der Anhänger nicht mehr da war. Ohne Verzögerung konnten wir nach Moldawien einreisen. Nach einigen Kilometern führt die Straße südlich der Stadt Palanca vorbei wieder zu ukrainischen Grenze am Fluss Dnister, auch Dnjestr genannt.



Unsere zweite Einreise in die Ukraine ging ohne Wartezeit vorüber. Wir fahren eine Zeit lang am Fluss Dnister entlang, und überqueren ihn schließlich. Bis Odessa konnte es nun nicht mehr weit sein. An der Straße waren jetzt ab und zu Obstverkaufsstände zu sehen.

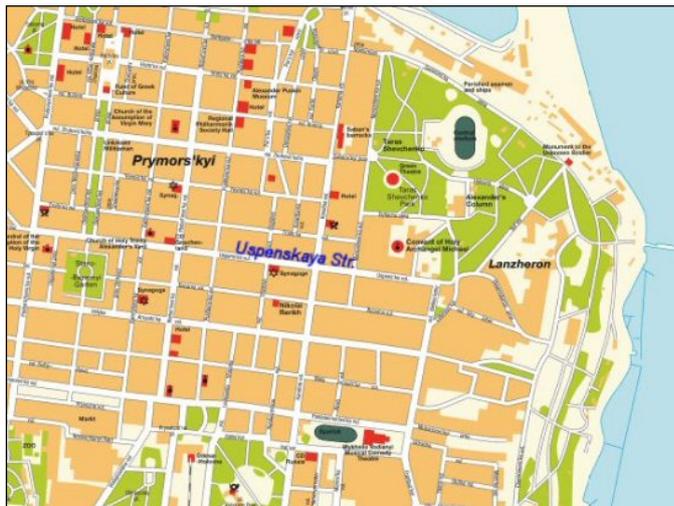


## Odessa, Perle am Schwarzen Meer

Bevor wir nach Odessa herein kamen, sahen wir eine einsam auf dem Feld stehende orthodoxe Kirche. Tilo erklärte, es sei ein Brauch in der Ukraine, an den Rand größerer Städte eine Kirche zu bauen, sozusagen als Wächter der Stadt. Schon bald danach tauchten erste Häuser auf, die einen heruntergekommenen Eindruck.



Nun war auch schon eine Straßenbahn zu sehen. Je näher wir dem Zentrum kamen, umso gepflegter waren Häuser und Straßen. Unsere Unterkunft lag allerdings am anderen Ende der Stadt in der Uspenskaya Straße, wie in dem Ausschnitt des Stadtplans auf der nächsten Seite zu sehen ist, so dass wir durch Teile der Innenstadt in Richtung Schwarzes Meer fahren mussten. Der erste Eindruck war durchaus sehr positiv. Odessa schien eine schöne und interessante Stadt zu sein.



Die Hotels in Odessa seien sehr teuer, denn es kämen viele reiche Russen in die Stadt, die jeden Preis zahlen würden, meinte Tilo. Deshalb war es notwendig gewesen, dass er die Stadt vor der Reise besuchte und die Hotels abklapperte, damit die Kosten der Schwarzmeerreise in einem günstigen Rahmen blieben. So fand er das Hotel Odesskly Dvorik, in dem wir untergebracht waren. Im vorderen Haus befindet sich ein Restaurant, auf dessen Seite ein Gang auf einen kleinen Innenhof führt, von dort geht es in das hintere Haus, in dem das Hotel und die Rezeption liegen. Das Hotel hat vier Stockwerke, die sehr verwinkelt sind, aber keinen Aufzug. Deshalb, so ist zu vermuten, sind die Preise für Doppelzimmer von 70-90 Euro für Odessaer Verhältnisse günstig. Zum Glück waren einige junge Männer da, die unser Gepäck in die Zimmer brachten und uns dabei gleich den kürzesten Weg über die Treppen und durch die Flure zeigten. Die Zimmer waren in Ordnung, unseres sogar sehr ruhig.

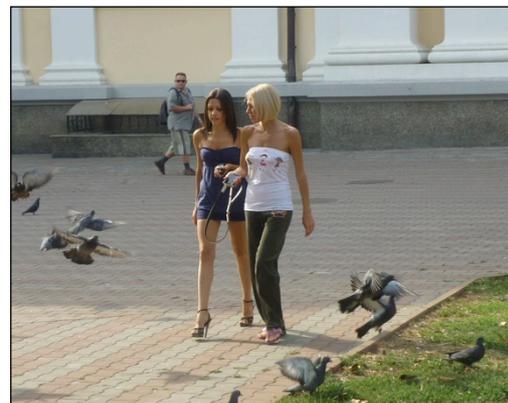
Das Abendessen war in einem am Strand des Schwarzen Meeres gelegenem Restaurant bestellt. Dorthin konnten wir zu Fuß gehen. Wir passierten viele schöne alte Häuser, viele davon schon vorzüglich saniert. Auf der Höhe über dem Meer standen in einem, durch Zäune abgesperrtem Gelände mehrere neue, edel aussehende Hochhäuser. Tilo informierte, dass sie Eigentumswohnungen enthielten, die je nach Größe eine halbe bis eine Million Euro kosten würden und fast vollständig im Besitz reicher Russen seien. Nach einem halbstündlichen

Marsch erreichten wir das Restaurant am Strand. Eine deutsch sprechende, junge Frau war sozusagen unsere Betreuerin an diesem Abend. Später stieß noch eine deutsche Frau, eine Vertreterin der deutschen Minderheit in diesem Teil der Ukraine. Sie erzählte über das Leben in der Ukraine auf dem Land.



Der nächste Tag stand uns ganz zu Unternehmungen in Odessa zur Verfügung, denn es war eine zweite Übernachtung eingeplant. Nach dem Frühstück brachte der Busfahrer uns noch in das Stadtzentrum, dann verabschiedete er sich und war im Nu verschwunden. Natürlich machte er sich sofort auf den Weg, um seinen, hoffentlich noch an der Grenze stehenden Anhänger zurück zu bekommen. Für uns war das aber ein Nachteil, denn wir mussten von nun an unsere Wege laufen oder mit dem Taxi fahren, und drei bis vier Taxis zur gleichen Zeit zu bekommen, war nicht immer einfach. Ich fragte mich ohnehin, wie Tilo das schaffte, denn er war gerade erst dabei Russisch zu lernen, was in Odessa hauptsächlich gesprochen wurde.

Wir hatten nur ein paar Schritte zu laufen, denn erreichten wir den Vorplatz der Verklärungs-Kathedrale. Während ich noch als typisch für Odessas Stadtinnere eine von Platanen gesäumte Straße fotografierte, stieß unsere Stadtführerin, eine resolute Frau in mittlerem Alter zu uns. Sogleich versammelte sie die Gruppe um sich und gab einen Überblick von der Geschichte der Kathedrale. Währenddessen passierten uns einige hübsche, junge Damen, ganz im westlichen Stil gekleidet, wie man sie auch in Izmail schon gesehen hatte.



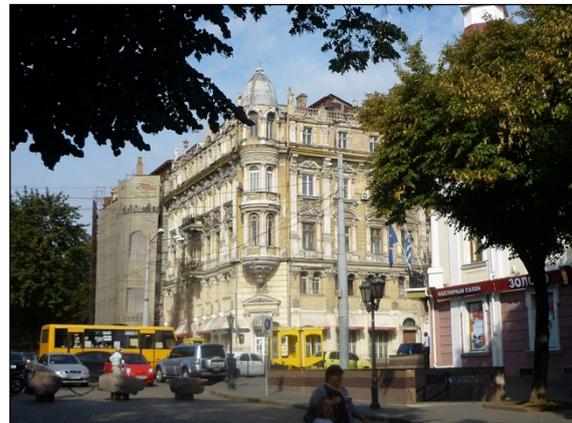
**Odessa** (ukrainisch Одеса; russisch Одесса) ist eine Stadt in der Ukraine mit rund 1 Million Einwohner. Sie ist die wichtigste Hafenstadt des Landes am Schwarzen Meer. Mit dem Frieden von Jassy ging 1792 das Gebiet

östlich des Dnister vom Osmanischen Reich an Russland über. Die Stadt Odessa wurde im Jahre 1794 auf Anweisung von Katharina der Großen bei der 1789 eingenommenen Festung angelegt, um einen leistungsfähigen Militärhafen für den Schwarzmeer- und Mittelmeerraum zu haben. Ab 1920 war Odessa Teil der Ukrainischen SSR und ab 1922 der Sowjetunion. Seit 1991 ist Odessa Teil der selbständigen Ukraine.

Die Verklärungskathedrale (Preobrazhenskiy Kathedrale) im Kathedralenpark von Odessa, die wir dann besichtigten, ist eine im Wesentlichen zu Anfang des 19. Jahrhunderts errichtete, unter Stalin 1936 zerstörte und seit 1999 als möglichst originalgetreue Rekonstruktion wieder errichtete russisch-orthodoxe Bischofskirche.



Die Stadtführerin führte uns auf einen kleinen Rundgang an alten Gebäuden vorbei und zeigte uns eine gepflegte Passage. Die Stadt war voller pulsierendes Lebens. Auch an einem Flohmarkt kamen wir vorbei.

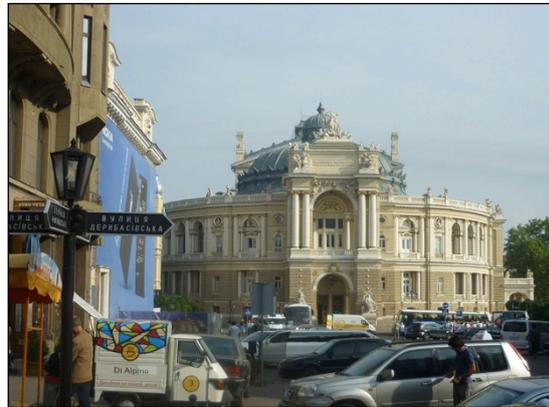


Im Kathedralenpark konnten wir uns auf den Parkbänken etwas ausruhen, während die Stadtführerin munter weiter redete, diesmal über die Geschichte Odessas. Dann ging es weiter durch andere Straßen und immer wieder an pompösen Bauten vorbei. Schließlich kamen wir auch zum sogenannten potemkinschen Haus. Es sieht von vorne wie ein normales, rechteckiges Haus mit Fenstern von links nach rechts aus, aber von der Seite sieht man die Wände spitz zulaufen, so dass hinter den ganz links liegenden Fenstern keine Räume sein können.



Nach dem Ansehen so vieler großartiger Gebäude kamen wir schließlich zum Hafen, in dem zwei große Kreuzfahrtschiffe direkt in der Fortsetzung der potemkinschen Treppe lagen. Diese Freitreppe mit 192 Stufen ist eines der Wahrzeichen von Odessa. Sie ist perspektivisch gebaut: Dadurch dass sie unten mit 21,7 Meter viel breiter ist als oben (13,4 Meter), sieht sie - von oben betrachtet - auf der gesamten Länge gleich breit aus. Von unten betrachtet wirkt sie durch die perspektivische Bauweise hingegen wesentlich länger. An einem Stand für Andenken wurde Pseudo euro und Pseudopässe verkauft, was in Deutschland vermutlich nicht erlaubt ist.

Foto aus Wikipedia



Zum Schluss erreichten wir das Gebäude der weltbekannten Oper von Odessa. Unsere Stadtführerin verließ uns nun, versprach aber, zum Abschlussessen am Abend wieder zu kommen. Die meisten der Gruppe waren unterdessen vom Laufen etwas müde, so dass ein Kaffee im Park nahe der Oper aufgesucht wurde, in dem man im Freien sitzen konnte. Als quasi i-Tüpfelchen der Reise war ein Opernbesuch vorgeschlagen worden, der aber nicht Teil des Reiseprogramms war, d.h. von den Teilnehmern extra zu bezahlen war. Schon vor Tagen hatten bei einer Anfrage von Tilo alle Reisetilnehmer dem Opernbesuch zugestimmt. Jetzt wollte Tilo die Karten besorgen, denn die Vorverkaufskasse war nur wenige Schritte entfernt.

Das Programm des Abends war „Der Bajazzo“ von Ruggero Leoncavallo. Es zeigte sich, dass nur noch Karten für die teuersten Plätze zu haben waren. Allerdings kosteten diese zu unserer Verblüffung nur 150 UAH (Hrywnja = Währung der Ukraine). Bei einem Kurs von 1Euro = 10,71 UAH kosteten diese Plätze also nur 15 Euro. Dagegen hatte natürlich niemand etwas einzuwenden. Wo kann man schon für so wenig Geld auf den besten Plätzen in der Oper sitzen? Das konnte man sich nicht entgehen lassen. Also besorgte Tilo Karten für alle.

Aber unser Programm in Odessa ging weiter. Als nächstes war der Besuch des deutschen Kulturzentrum Bayerisches Haus vorgesehen. Wir marschierten zu Fuß dorthin, und kamen wieder durch die schön mit Bäumen bewachsenen Straßen der Innenstadt.



Im Bayrischen Haus wurden wir herzlich begrüßt und in einen Seminarraum geführt. Der Berater Karl Walter brachte uns die Einrichtung in einem Vortrag näher. Hier das Wichtigste: Das Bayrische Haus Odessa (BHO) wurde 1993 vom Bayrischen Sozialministerium mit Unterstützung der örtlichen Behörden und der evangelischen Landeskirche Bayern in Odessa errichtet. Sein Tätigkeitsfeld umfasst heute wirtschaftliche, kulturelle und soziale Arbeit. Das Wirken steht unter dem Leitmotiv „Hilfe zur Selbsthilfe“. Es ist ein Bildungs-, Wirtschafts-, Sprachlern- und Sozialzentrum. Das Sozialzentrum betreibt auch einen mobilen medizinischen und psychosozialen Pflege- und Beratungsdienst für HIV/AIDS-Infizierte.

Das BHO erhielt viele Jahre Geldmittel vom Bayrischen Sozialministerium, aber seit der Finanzkrise wurden die Gelder gestrichen, und das BHO muss sich seitdem selbst finanzieren, was außerordentlich schwierig ist. Herr Walter erwähnte auch den schwierigen Umgang mit der Verwaltung. Es gab zum Beispiel ein Bauvorhaben in Odessa, das umgerechnet 10 Millionen Euro kosten sollte, davon ist 1 Million bereits bei der Verwaltung in Kiew versickert.

Nach diesem höchst interessanten Vortrag ging es zurück ins Hotel, wo wir Zeit zum Verschnaufen hatten und eine Stärkung für das ausgefallene Mittagessen zu uns nehmen konnten. Aber schon bald stand der letzte Begegnungstermin bevor, wir trafen uns mit dem Bischof der evangelischen Kirche der deutschen Minderheit in der Ukraine in seiner Kirche, die in einem anderen Stadtteil von Odessa lag, wohin wir mit Taxis fuhren. Von der Unterhaltung habe ich nichts Wesentliches behalten, vermutlich war auch meine Aufnahmekapazität erschöpft.

Nach dieser Begegnung war es schon Zeit, dass wir uns auf den Weg zur Oper machten, denn die Vorstellung sollte um 19 Uhr beginnen. Es gab eine kleine Konfusion darüber, wie wir dahin kommen sollten. Es hieß, dass der Weg nicht weit sei und man zu Fuß laufen könne. So gingen einige von uns, darunter auch Christa und ich, schon einmal los, während andere nicht folgten, da sie glaubten, es würden Taxis bestellt werden. Auf dem Fußmarsch

verloren Christa und ich bei dem dichten Verkehr unsere Reisekollegen auch noch aus den Augen. Es war dann doch nicht so einfach, uns zur Oper durchzuschlagen. Wir fragten vielleicht zehnmal Passanten, aber die Verständigung war schwieriger, als wir dachten. Erst ein junger Mann, der gut Englisch sprechen konnte, brachte uns endgültig auf den richtigen Weg. Da war es auch nicht mehr weit, und wir trafen rechtzeitig im Opernhaus ein, um durch die verwinkelten Gänge zu unseren Plätzen zu finden, die in einer Loge nahe der Bühne lagen.

Das Opernhaus ist eines der Wahrzeichen von Odessa. Es wurde 1884–1887 vom damals im mitteleuropäischen Theaterbau führenden Wiener Büro Fellner & Helmer erbaut, inzwischen jedoch wegen Bodensenkungen mehrfach verändert.

**Pagliacci** (*Der Bajazzo*) ist eine veristische Oper in 2 Akten und einem Prolog von Ruggero Leoncavallo, der sowohl die Komposition wie auch das Libretto anfertigte. Die Uraufführung fand 1892 im



Vor der Oper wartete schon unsere Stadtführerin, um uns auf den Weg in das typische Restaurant zu begleiten, welches wir nun für unser Abschiedsessen besuchen wollten. Es hatte ein touristisch aufgemachtes Ambiente, was der Stimmung aber keinen Abbruch tat. Zumindest an dem Tisch, an dem Christa und ich saßen, war es ein lustiger Abend, wozu auch unsere Stadtführerin beitrug, die in ihrem Element war und richtig Stimmung machte. Sie brachte uns auch dazu, einige Spezialitäten zu versuchen. Von einem typischen Getränk, dessen Name ich vergessen habe, waren die meisten von uns nicht begeistert. Das empfohlene Essen fand jedoch Anklang.

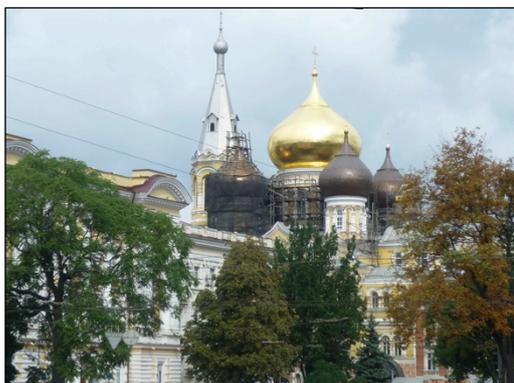
Dann kam schon der letzte Tag der Reise, an dem es zum ersten Mal morgens etwas regnete. Ansonsten war das Wetter während unserer Tour geradezu ideal, trocken und warm, aber nicht zu heiß. Da wir erst am Mittag zum Flughafen aufbrechen mussten, war noch Zeit für einen letzten Spaziergang zu Fuß durch Odessa.

Er führte uns durch die alleeartigen Straßen zum Hauptbahnhof. Dort waren auf der großen Anzeigetafel sämtliche Verbindungen auch welche nach Kiew und Moskau aufgeführt. Es hätte mich gereizt, in einen solchen Zug einzusteigen. Tilo erzählte, dass er schon mit dem Zug nach Kiew gefahren wäre.



Page 3		TIME-TABLE		DIRECTION		ARR.	DEP.
TRAIN	Track						
TT 26		LVOV				19:08	19:00
TT 23		MOSCOW					19:10
TT 124		KIEV					19:10
TT 124		CHERNIGOV					19:29
TT 310		SIMFEROPOL					19:59
TT 396		KIEV					19:59
TT 396		SHEVCHENKO					21:34
TT 638		ZNAMENKA					22:03
TT 610		KHRISTINOVKA					22:20
TT 64		KRIVYI ROG					22:20
TT 64		DNEPROPETROVSK					22:54
TT 106		KIEV					23:15
TT 10		KIEV					23:15
TT 10		WARSAW					23:15

Vacancy on 09.09.2011 10:55



In der Nähe des Hauptbahnhofs steht eine orthodoxe Kirche mit verschiedenen Kuppeln, eine ist vergolde, an den anderen wird noch gearbeitet. Da gerade Gottesdienst war, konnten wir das Innere nicht besichtigen. Es blieb noch ein Rundgang durch den großen Basar. Wie die Fotos zeigen, gab es dort Essbares im Überfluss. Besonders an den Fleischständen sah es martialisch aus.



Taxis brachten uns zurück zum Hotel, wo das Gepäck eingeladen wurde. Dann ging es auf direktem Weg zum Flughafen. Noch ein letztes Mal fuhren wir durch die schönen Alleen in Odessas Innenstadt, registrierten aber auch den starken Verkehr.



Dort kauften wir im Duty Free Shop noch georgischen und ukrainischen Wein. Der Rückflug war bei der ungarischen Fluglinie Malev gebucht und führte uns zunächst nach Budapest. Auf dem Weg in die Transithalle fand noch eine Kontrolle des Handgepäcks statt, vermutlich weil wir aus einem nicht EU Staat kamen. Man wollte uns nicht gestatten, den Wein mitzunehmen, obwohl er original vom Duty Free Shop in Odessa verpackt war. Unser Reisekamerad Horst, der auch Wein hatte, protestierte lautstark und ließ sich nicht abweisen. Der Angestellte an dem Scanner blieb jedoch ganz ruhig und war so nett, uns eine Möglichkeit aufzuzeigen, wie wir unseren Wein retten konnten.

Er schickte uns zurück zum Ausgang, an dem wir durch die Passkontrolle offiziell nach Ungarn einreisten und in die Ankunftshalle kamen. Von dort gingen wir in die Abflughalle zum Gepäck-Checkin und gaben unser Handgepäck, den Rucksack mit dem Wein, als weiteres Gepäckstück ab. Da wir einen gültigen Flugschienen nach Stuttgart hatten, war das kein Problem. Dieser Umweg funktioniert allerdings nur, wenn man genügend Transitzeit hat, da besonders die Passkontrolle lange dauern kann.

Der letzte Flug der Reise führte uns von Budapest nach Stuttgart. Auf dem dortigen Flughafen erwartete uns der Abholdienst Seeger Flughafen Transfer und brachte uns nach Bensheim, wo unsere Reise zu Ende war.

Fazit: Die Reise war interessant, spannend und erlebnisreich.